



# Feierabend



## Im Löwentafel.

Von Viktor Karoff.

Ich leugne es gar nicht, daß ich in Bella bis über beide Ohren verliebt war. Wenn ich sage, bis über die Ohren, so will das bei mir sehr viel heißen. Denn ich bin einer der größten Menschen.

Bella war so schön wie ein Engel, gut wie zwei Engel und lieb wie drei Engel. Die irdischen Tugenden waren in ihr massenhaft enthalten. Aber sie hatte eine schlechte Eigenschaft, einen großen Fehler: sie liebte mich nicht.

Mit einem Wort: ich war unglücklich verliebt. Ich beschloß, Selbstmord zu begehen. Dem Beschluß folgte nicht die Tat auf dem Fuße, sondern die Ueberlegung, auf welche Art ich diesem Schattendasein Lebenswohl sagen sollte.

Folgendes schien mir das Schönste zu sein: nachts, in einer stürmischen, finsternen Nacht, von einem Felsentiff in das tosende Meer hinabzuspringen. Aber das Meer ist von meiner Heimat sehr weit entfernt, und es ist fraglich, ob das Meer, bis ich hinkomme, noch tobt. Ich hätte jahrelang reizen müssen, bis ich mir für diese Vergnügungsreise das nötige Geld hätte ersparen können. Und ich wäre auch noch der Gefahr ausgesetzt gewesen, ermüdet zu werden, bevor ich das Geld beisammen habe. Und dann wäre die ganze Sparsamkeit vergebens gewesen!

Ich mußte etwas anderes erfinden! Strid, Gift, Revolver: alles ging mir durch den Kopf. Aber ich vertrieb diese Gedanken rasch wieder. Was soll ich tun? Bella oder der Tod! Ja, aber welche Todesart?

Wie der Blitz schlug eines Tages neben mir das Blatzt eines Wanderzirkus ein: „Fünfhundert Schilling Belohnung jenem, der sich mit Gräfin Santa Lucia, der bekannten Tierhändlerin, in den Löwentafel begibt.“

Ich bin gerettet! Ich bin verloren: hier ist der gewünschte Tod. Ich gehe in den Löwentafel! Nehmen wir an, daß mich die Bestien zerreißen: dann haben die Löwen meinen Selbstmord begangen und ich habe mein Ziel erreicht. Ich werde mit großem Aufsehen wie ein niedergehender Komet verschwinden, und sämtliche Zeitungen der Welt werden von mir Kenntnis nehmen.

Nehmen wir aber an, daß mich die Löwen nicht zerreißen. Was geschieht dann? Ich bekomme meine fünfhundert Schilling,

jahre sofort ans Meer, stelle mich auf den Felsen und stürze mich in das tosende Wasser. Ich erschien sofort beim Zirkusdirektor und sagte ihm, ich wolle zu den Löwen hineingehen. „Haben Sie Kinder?“, fragte er.

„Nein.“  
„Sie sind aber sicherlich die einzige Stütze Ihrer alten Mutter?“

„Nein, mein Bruder ist ihre einzige Stütze. Ich bin die Stütze von mir selbst.“

„Haben Sie niemand die Ehe verprochen?“

„Ja, aber die betreffende Dame erfüllt nicht mein Versprechen.“

„Haben Sie Schulden?“

„Ja, aber meine Gläubiger haben längst jede Hoffnung aufgegeben, je wieder zu ihrem Gelde zu kommen.“

„Mit einem Wort, Sie haben auf Erden gar keinerlei Verpflichtungen?“

„Ich kann stolz behaupten: Nein.“

„Erwarten Sie irgendeine Erbschaft?“

„Falls die ganze Menschheit aussterben sollte, dann ja.“

„Nun denn, lassen Sie sich noch mal geistlichen Trost zusprechen und seien Sie um 8 Uhr abends hier.“

Ich muß sagen, das Verhör des Direktors erfüllte mich mit bösen Ahnungen. Sollte tatsächlich meine letzte Stunde geschlagen haben? Ach was! Ich habe begehrt, zu sterben! Es gibt kein Zurückweichen.

Am Nachmittag ging ich zu Bella. Sie aß gebrannte Mandeln. Ich sagte ihr, das sei schädlich für die Zähne. (Das war der Uebergang zu den Löwen.) Als sie hörte, was am Abend sein werde, wurde sie bleich und schob die Mandeln weg. Ach, wie wohl tat das meinem schmerzenden Herzen!

„Warum machen Sie solche Dummschheiten?“, fragte sie mit stöhnender Stimme. „Ich will sterben.“

„Dummschheit! Tun Sie es nicht.“

„Unter einer Bedingung lasse ich davon ab . . . Sie kennen sie.“

Sie wurde rot und ging hinaus. Sie kam auch nicht mehr zurück. Ich aß die gebrannten Mandeln auf und entfernte mich.

Es war 8 Uhr abends. Ein volles Haus. Die ganze Intelligenz war anwesend. Bella und ihr Papa in der ersten Reihe. Die Löwen brüllten, ich zitterte. Hätten lieber sie gezittert und ich gebrüllt.

Gräfin Santa Lucia (die ebenso wenig Santa wie Lucia oder Gräfin war) drückte mir einen mächtigen Knüttel in die Hand und sagte:

„Sollte sich vielleicht der Löwe auf Sie stürzen, dann geben Sie ihm einen Hieb auf die Nase.“

„Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Belehrung,“ entgegnete ich leise, während ich fühlte, daß mein Gesicht blau wurde, wie eine reif werdende Pflaume.

Wir wollten eben in den Käfig hineingehen, als der Zirkusdirektor der Gräfin nachrief:

„Hast du nicht die Tinte vergessen?“

„Ich habe alles in der Tasche,“ entgegnete Lucia.

Sie packte meine Hand und schleppte mich hinein. „Adieu, meine Liebe!“ Die Bestien brüllten, ich schloß die Augen.

„Verzichten Sie auf die fünfhundert Schilling oder ich lasse Sie zerreißen,“ flüsterte mir eine unangenehme Stimme ins Ohr. Die Gräfin war es.

„Aber gnädige Frau . . .“

„Nun?“, fragte die Gräfin und stampfte mit dem Fuß. Ein schreckliches Brüllen folgte auf das Anstampfen.

Ich fühlte den heißen Atem der Bestien. Das Leben ist ja doch so schön! Soll ich denn nie mehr den Gesang der Vögel vernehmen?

„Ja, unterschreibe!“

Die Gräfin entnahm ihrer Tasche ein Blatt Papier, Feder und Tinte. Sie legte es auf ein kleines Tischchen; ich unterschrieb.

Es war mein Verzicht auf die fünfhundert Schilling. Im nächsten Augenblick knurrte die Tür und wir waren draußen.

Das Volk brüllte: man trug mich auf den Schultern herum. Dann erblickte mich Bellas Papa.

„Meine Tochter ist in Ohnmacht gefallen. Kommen Sie schnell zu ihr.“

Bella empfing mich mit einem süßen Lächeln.

„Sie schlechter Mensch, wie Sie mich erschreckt haben!“

„Oh, Bella, kann ich hoffen?“, rief ich und kniete nieder.

„Ja“, flüsterte sie und fiel mir um den Hals.

Mein Herz pochte heftig, die Löwen brüllten. Hätte der Löwe vielleicht doch lieber zubeißen sollen?

### Volkstino.

Wie gut das tut, nach einem grellen Tag  
Nach Lust und Lärm in Frieden stille sitzen,  
Nicht denken müssen und nicht schaffen

müssen,  
In Dunkelheit und Ruhe still zu warten,  
Erwartung tragen auf ein Fremdes —  
Fernes.

Wie gut das tut, die Maske abzulegen,  
Des Kampfes Maske, die der Tag gebot.  
Was braucht es Masken in dem Dämmer-

dunkel,  
Wo all die vielen sind in eins verschmolzen:  
Wo eine Sehnsucht hoht auf hundert Bänken!  
Ein dunkles Ruhen, das mit tausend Augen  
Die Leinwand sucht  
Und auf ein Märchen wartet — —

Der Streifen rollt —  
Die Leinwand ist Leben —  
Wechselnde Bilder  
Wirken und weben  
Ein fernes Land,  
Eine fremde Welt — —  
Handelnde Menschen hineingestellt —  
Fremde Menschen  
Und doch wir — —

Auf hundert Bänken hoht ein einziger Leib —  
Und eine Sehnsucht schaut mit tausend  
Augen.

Heinrich Schmülling.

### Der Clown.

Von Ebbe Nielsen.

Auf meiner Reise mußte ich in einer  
kleinen Provinzstadt übernachten. Als ich durch  
die Straßen schlenderte, entdeckte ich, daß gerade  
ein Wanderzirkus sein Zelt auf dem Marktplatz  
errichtete. Da jener eigenartige Duft, den eine  
mit Sägespänen bestreute Manege um sich ver-  
breitet, niemals seine geheimnisvolle Anziehung  
auf mich verfehlt, trat ich näher. Hinter dem  
Zelte hielten fünf Wagen. Eine Schar Neu-  
gieriger hatte sich bereits versammelt, um den  
Vorbereitungen zuzuschauen. Auf den Stufen  
des letzten Wagens sah ein Mann, der einen  
friedenden kleinen Affen fütterte. Irgendetwas  
im Gesicht des Mannes kam mir bekannt vor.  
Als ich näher trat, fiel es mir ein: — das war  
ja Calle . . .

Im Nu erinnerte ich mich an meine Schul-  
tage. Ich sah Calle oben auf den Steintrufen  
des Schulhofes stehen, umringt von einer Schar  
johlender und kreischender Kameraden. Wir  
wußten, daß er keinen Vater hatte — wir  
wußten auch, daß er aus diesem Grunde leicht  
zu kränken war. Calle hatte nur eine Chance,  
der „Aneblung am Laternenpfahl“, den „Fran-  
zösischen Manschetten“ und wie all diese kind-  
lichen Folterstrafen sonst noch heißen mochten,  
zu entgehen, indem er uns Komödie vorspielte.  
Die ersten Male zwangen wir ihn dazu, aber  
später trat er freiwillig während der langen  
Pausen als Schauspieler auf. Wir hatten  
unseren Spaß daran. Er ging nicht lange zur  
Schule. Er wurde krank, verließ uns und wurde  
vergesen . . .

Ich traf ihn später nie, sondern hörte nur,  
daß er an einem kleinen Vorstadttheater Schau-  
spieler geworden war.

Die Jahre hatten ihn nicht sehr verändert.  
Er hatte das gleiche ein wenig unentwickelte  
Gesicht mit den großen, träumenden Augen,  
und seine Gestalt wirkte jetzt, da er ein Mann  
geworden war, noch verwachsener denn zuvor.  
Er erkannte mich nicht gleich. Als ich ihm dann  
aber diese und jene Episode aus der Schulzeit  
erzählte, dämmerte es in ihm, und er bat mich  
in seinen Wagen.

„Ja — siehst du“, begann er, „zuerst ging  
ich zur Bühne, aber ich eignete mich nicht fürs  
Theater. Sollte ich ernste Rollen spielen, so  
lachten die Leute und glaubten, daß das der  
Zweck meiner Bemühungen sei . . . ich hatte  
ja auch mein Aussehen gegen mich . . . hätte  
ich Bühnentalent, dann hätte ich das Aussehen  
danach . . . ich verließ das Theater und ging  
zum Zirkus . . . und besinde mich wohl dabei“.  
Er schweig einen Augenblick und fuhr dann wie  
im Selbstgespräch fort: „Ich erinnere mich sehr  
gut, wie ihr mich in der Schule zehnjungen  
habt, Clown zu spielen . . . das war zu Anfang  
als ich entdeckte, daß ich mich eueren Prügeln  
entziehen konnte, indem ich Komödie spielte.  
Später fuhr ich mit der Theaterei fort . . . aus  
dem gleichen Grunde übrigens . . . jetzt kann  
und muß ich lächerlich sein . . . und je meh-  
er ich mich bemühe, es zu sein, um so besser.  
Manchmal, wenn ich die Gesichter des

Publikums sehe und das schallende Gelächter  
der Leute höre, weil man sich köstlich über den  
Clown amüsiert, wird unmotiviert hinauf: und  
sich stößt, ist es mir, als sähe ich meine Schul-  
kameraden vor mir . . . als stünde ich oben auf  
den Steintrufen der Treppe, zitternd, angst und  
bange vor eueren Prügeln . . . und dann —  
dann haße ich . . . aber um so besser punkte  
ich . . .“

Sein Gesicht war während dieser Rede wie  
vergeschlossen. Nur einmal blickte er mich an —  
und da mußte ich unwillkürlich die Augen  
nieder schlagen.

Bevor ich ging, fragte er mich, ob ich nicht  
die Abendvorstellung besuchen wollte. Ich ver-  
sprach's — kam aber nicht — aus Freigebit: —  
und am nächsten Morgen war der Marktplatz  
leer. Nur ein Haufen Sägespäne war übrig  
geblieben, in dem eine Schar Schuljungen be-  
geistert herumtöbten . . .

## Bewunderung vor einer Frau.

Abenteuerliche Weltreise einer jungen Frau. — Durch die Meere der Welt. — Jahre-  
lang unter den Wilden in der Südsee. — Die Tragödie einer Frau.

Daß in der Gegenwart jemand mit reich-  
gepäcktem Geldbeutel und unter Benützung  
aller modernen Verkehrsmittel um die Welt  
reist, ist längst nicht mehr etwas Ungewöhn-  
liches. In bequemen Luxusjügen, auf mit  
allem Komfort ausgestatteten Schiffen, behütet  
und begleitet von den Angestellten eines gro-  
ßen Reisebüros, rund um die Welt zu reisen,  
hat kaum mehr etwas Abenteuerliches und Ro-  
mantisches an sich. Was solche „Weltreisende“  
dann zu erzählen wissen, das kann man viel  
besser und verlässlicher in jedem Reisehandbuche  
nachlesen. Doch wenn eine Frau, ein junges  
Mädchen sogar, zart von Gestalt, fast ohne Geld-  
mittel, dessen einziges Reisedittel die heiße  
Sehnsucht nach der blauen Ferne ist, eine Welt-  
reise unternimmt, sich acht Jahre in den ent-  
legendsten Weltwinkeln oft unter den namen-  
losesten Schwierigkeiten durchschlägt, unter  
Schwarzen, Selben, Mißlingen und sogar  
unter Menschenfressern lebt, sich die großen  
Mittel für ihre Reise mühsam erarbeitet und  
den ungeheuerlichsten Gefahren trotz, das ist  
kühn, unerhört, beispiellos und muß jedem Be-  
wunderung abringen.

Die junge Frau, welche dieses Wagnis  
unternahm, ist die in Gills lebende Schrift-  
stellerin Alma C. Karlin. Mit fröhlicher  
Selbstironie erzählt sie, daß seit dem Verlauf  
ihres ersten Romans sie an jenem heimtücki-  
schen Uebel erkrankt war, das „der geschwollene  
Kopf“ genannt wird und „Anzeichen von  
Großenwahn entwickelte“, der sie sich schon als  
modernen Columbus eine neue Welt entdecken  
sehen ließ. Just in der Zeit, wo das Reisen  
am schwierigsten war, im Jahre 1919, also  
kurz nach Beendigung des Weltkrieges, und da,  
wie Frau Karlin selber sagt, alle Leute ohne  
Entzündung der Eindrucksnerven wohl zu  
Hause geblieben wären, just in dieser Zeit  
machte sie sich auf, ausgerüstet mit einem Ge-  
samtvermögen von 130 Dollar und 950 Mark,  
doch schmolzen die letzteren in der ausgebroche-  
nen Inflation fast auf ein Nichts zusammen,  
ehe sie noch recht in die Fremde gekommen war.  
Jeder andere wäre schon durch den Geldmangel  
und die Schwierigkeit der Bismbeschaffung ab-  
geschreckt worden, die tapfere Alma gab nicht  
nach und steuerte schließlich ins Unbekannte hin-  
aus — „ganz wie ein ahnungsloses Kind in  
ein leeres Boot klettert . . .“ Erstes Reiseziel:  
Japan. Wenn die Paßkontrollen dies lasen,  
reichten sie ihr den Paß wortlos zurück, sicher  
denkend: „da fährt ein Narr, der besser außer  
Land bleibt, und ich hatte Frieden“. Triest,

Venedig, Genua, auf hoher See — heute ein  
Kinderpiel, doch damals noch Prüffeine des  
Rutes, besonders ohne Geld. Barcelona,  
Gibraltar, die Küste Afrikas, Santa Cruz de  
Teneriffa, Sturm im Atlantik, Landung in  
Barbados, Südamerika — alles in der dritten  
Klasse des Schiffes einer italienischen Schiff-  
fahrtsgeellschaft. In einer tiefgelegenen Ka-  
bine mit drei übereinandergelegenen Betten,  
auf deren oberen schnatternde Araberinnen  
lagen. In den Betten tummelten sich Wangen,  
die zu unseren „im Verhältnis des Mammuts  
zum Elefanten“ standen . . . Es folgten die  
Hafenstädte von Venezuela, die Durchfahrt  
durch den Panamakanal, Columbien, der  
Aequator, Ecuador, Mollendo in Peru.

Was Alma Karlin schon bis dahin sah und  
erlebte, es würde für manchen ausreichen, um  
eine untergeklärte Lebenserinnerung zu bleiben,  
für sie ist es trotz allen Widerwärtigkeiten  
gegen das später Erlebte eine Idylle. Von  
Mollendo unternimmt sie eine Fahrt in die  
hohen Anden, die ihr zum ersten Male die  
Größe der Gefahren, denen sie sich durch ihre  
Weltreise ausgesetzt hat, zum Bewußtsein  
bringt. In der Andenstadt Arequipa wird ihr  
durch ein Erlebnis bewußt: „In drei Tagen  
war ich „auscolumbust“ und der „geschwollene  
Kopf“ auf den ursprünglichen Umfang zurück-  
geführt. Von da an ging ich durch das Leben  
als Weib, nicht als verrücktes Mägdelein“. Sie  
wird von einem Manne, einem bisherigen  
Mitreisenden, in ein Reisfeld gelockt und dort  
zu vergewaltigen versucht. Da weiß sie es:  
auch ein Mann, der in diese Gebiete reist, hat  
genug des Abenteuerlichen zu bestehen, aber  
eine Frau . . . ihr droht noch eine andere Ge-  
fahr, durch das männliche Menschentier. Das  
fürchterliche Erlebnis bleibt nicht vereinzelt, es  
wiederholt sich auf dem Absteher in die Anden  
noch ein zweitesmal und überdies entgeht sie  
einem Indianerangriff, der ihr den Tod hand-  
breit vor die Augen stellt, nur wie durch ein  
Wunder. Schon hier kommt Alma zu der Er-  
kenntnis, daß es ihre Pflicht ist, ihre Ge-  
schlechtsgenossinnen zu warnen, sich in ähnliche  
Unternehmungen zu stürzen, denn zu allen un-  
vermeidlichen Uebeln, die auch den Mann in  
den Tropen erwarten, tritt „die unbeschreib-  
liche, vor keinem Verbrechen zurückstehende  
Zittenlosigkeit des Aequatorialgebietes.“

Von Mollendo, das sie nicht ohne neue  
Abenteuer wieder erreicht, geht Frau Karlins  
Reise zum Teil auf der alten Route zurück, dann  
bereift sie, oft arm wie eine Kirchenmaus,

Nicaragua, Honduras, Guatemala, Mexiko, Kalifornien, um von dort durch den Stillen Ozean über Honolulu, Japan und Indien zu bereisen. Immer im Kampf mit tausend Widrigkeiten, Hemmnissen und Gefahren. Wiederholt bedroht, ihrer Habe bestohlen, von Krankheiten geschwächt, sinkt oft ihr Kampfesmut, aber stets aufs neue rafft sie sich auf. Fast vier Jahre einer ungewöhnlich gefährvollen und entbehrungsreichen Reise sind vergangen, während der Frau Karlin überdies gezwungen ist, durch Vorträge, schriftstellerische und andere Arbeiten ihr bishigen Lebensunterhalt zu verdienen, als der eigentlich schwerste Teil ihrer Forschungsreise beginnt. Sie erreicht unter unjagbaren Mühseligkeiten die Inselwelt der Südsee und geht Erfahrungen entgegen, „wie man sie nur erleben kann, wo Völker auf niedrigerer Entwicklungsstufe herrschen, das Menschenfreiertum noch nicht erloschen ist und wo man — einzig noch auf diesem abgelaufenen Erdball — ganz abgeschnitten von der Außenwelt bleibt“. Ueber ihre Erlebnisse auf ihrer achthjährigen Weltfahrt hat Alma E. Karlin zwei fabelhaft fesselnde Bücher geschrieben.

„Einsame Weltreise“. Die Tragödie einer Frau. 336 Seiten. Geb. M. 6.— „Im Banne der Südsee“, 384 Seiten. Geb. M. 6.50. Beide erschienen im Verlag von Wilhelm Köhler, Minden i. Westf.)

Frau Alma Karlin hat auf ihrer achtjährigen Weltumjagung, auf der sie mehr gesehen hat, als ein Duzend Forschungsreisende, da sie stets mit und unter dem Volke leben mußte, genug der Tränen verausset. aber sie hat Kampf und Sieg noch weit teurer bezahlet: sie ist jeelisch gebrochen und mit auf immer geschädigter Gesundheit heimgekehrt. Was sie in ihren Reisebeschreibungen gibt, das ist so ganz anders, als es in anderen Reisebüchern zu finden ist. Eine ungewöhnliche Persönlichkeit, eine fein empfindende Seele spricht aus ihnen, schlichte Bescheidenheit und ein über alle erliebten großartigen Schrecknisse triumphierender Humor. Bewunderung vor dieser Frau! Mögen ihre selten anschaulichen, packend geschriebenen Bücher zum Nutzen, zur Warnung und zur Belehrung anderer weiteste Verbreitung finden.

Hinter ihm her kommt ein spitzer Schrei. Aber wie er abfahren will, legt sich die schmale Hand des alten Herrn auf seinen Arm, das runzelige Gesicht ist demütig zu ihm hingebogen. „Verzeihen der Signore“, sagte die Stimme aus dem Nebel heraus, „wir hätten nicht dulden dürfen, daß Sie so unvorbereitet zu uns kamen. Es ist nämlich . . . meine Tochter hat vor kurzer Zeit ihren Mann verloren, verloren, verschüttet, ertrunken, man weiß nicht recht — seitdem sucht ihr verwirrter Kopf Tag für Tag auf der Landstraße nach ihm. Jedes Gesicht, jedes Männergesicht ist Francesco. Und wir Alten — sie bringt jeden zu uns — wir bringen es nicht übers Herz, dem Treiben ein Ende zu machen.

Sie würde dann wieder so fürchterlich toben und schreien . . . und man würde sie in die Anstalt bringen, verstehen Sie. — Uns bricht das Herz, wenn wir daran denken. Lieber noch dulden wir ihr armes irres Tun . . . Aber bitte, vergessen Sie das wieder, Signor, und verzeihen Sie das einem Vater und einer Mutter . . .“

Das alte Gesicht liegt unter strömenden Tränen.

Tom rast in jagender Fahrt davon und atmet erst auf, als die ersten Lichter von Rapallo vor ihm aufstehen.

Evelhne hat vergeblich auf ihn gewartet.

## Der unheimliche Fahrgast.

Von F. C. Roegels.

Toms Auto steht vor der Kassinotüre. Er selbst gibt den Kameraden die Hand: fährt keiner mit zurück? Die andern lachen, warum denn — man hat sich so hübsch festgetrunken. Nur Spielverderber fahren los. Tom zuckt die Achseln und steigt ein.

Dann fährt er. Die große Autostraße längs der Küste hat schon einige Lichter geholt, über dem Meer liegt noch ein fahler Streifen. Taglicht und der Abendnebel kriecht niedrig am Boden. Knappe zwei Stunden bis Rapallo, denkt Tom, und beschleunigt das Tempo. In zwei Stunden kann er schon mit Evelhne an dem Tisch unter der Palme sitzen.

Da stuzte er plötzlich, stoppt ab, biegt sich neugierig vor. Dort an dem Baum, denkt er, steht jemand und winkt. Gilt das mir? Winkt da wirklich jemand? Im nächsten Augenblick erkennt er, es muß eine Frau sein, und sie hebt deutlich die Hand, er soll halten. Was soll das? Tom hält also, beugt sich aus dem Wagen, läßt die Frau herankommen. Wie sie in den Lichtkreis der Lampen tritt, sieht er, sie ist jung angezogen, jung sogar, beinahe hübsch. Die Fremde tritt dicht an ihn heran, öffnet, ehe er noch etwas sagen kann, die Wagentür, und macht Miene, einzusteigen. Tom lacht verlegen, fragt: „Manu?“ „Da bist du ja endlich“, sagt die Fremde, „aber du mußt nicht so spät kommen, Francesco, ich habe sehr lange im Nebel hier auf dich gewartet“. Alles dies in selbstischeren, selbstverständlich vertraulichem Ton. Tom weiß vor Verblüffung nicht recht, was er sagen soll. Er hebt ein paarmal an, erklären zu wollen, daß es sich um einen Irrtum handeln könne, daß die gnädige Frau doch bitte sagen möge . . . aber er kommt gar nicht zu Wort. Es fällt ihm auch schwer, italienisch zu sprechen, er versteht, wenn er sich nicht konzentriert, gerade nur das, was sie sagt. Es wird sich schon irgendwo noch aufklären, beruhigte er sich schließlich, und gleichzeitig lodt ihn schon das Abenteuer. Vielleicht eine geschickte Art und Weise, sich einen Cavalier einzufangen, fällt ihm dann ein. Auf jeden Fall läßt er sie einsteigen, fährt mit ihr weiter, und die Fremde scheint zufrieden zu sein. Bis zur nächsten Straßenkreuzung freilich nur. Dann will sie unbedingt rechts ab, und er weiß, sein Weg geht weiter geradeaus. Aber sie ist so entschieden, daß er nachgibt und nun nicht einen

Augenblick mehr zweifelt, es handelt sich um ein Abenteuer. Er hofft: um ein amüsanter.

Der Seitenweg führt zwischen kleinen Hügeln hindurch in eine einsamere Gegend. Der Nebel ballt sich hier stärker zusammen, die Nacht scheint näher zu sein. Tom fährt langsam und vorsichtig. Die Fremde hat eine Hand auf seinen Arm gelegt und streichelt ihn mit zärtlichen Fingern. Auf einmal taucht ein Haus mit verwischten Konturen aus dem Nebel. Die Fremde sagt, er möge bitte halten, weiter heran könne er nicht fahren, das müsse er doch wissen. Tom, jetzt in großer Spannung, hält gehorham, hilft der Fremden beim Aussteigen, blendet die Lampen ab. Hinter der Fremden her geht er zum Haus, zur Tür herein, die ein sauberes Dienstmädchen unbeteiligten Gesichtes öffnet, die Treppe hinauf — und steht dann in einem behaglich eingerichteten Salon, in dem ein alter Herr und eine weißhaarige Dame hinter ihren Teeschalen sitzen. Tom steht der Schweiß vor Verlegenheit auf der Stirn, er reißt die Hände gegeneinander, sieht sich um und sucht vergeblich in der fremden Sprache nach Worten. Im nächsten Augenblick stehen die beiden Alten auf, strecken ihm lebenswürdig die zitterigen Hände mit freundlichem Gesicht entgegen, reden auf ihn ein, und nennen ihn gleichfalls Francesco. Warum habe er sich so lange nicht sehen lassen, warum so spät am Abend — nun möge er Platz nehmen. Gleichzeitig schmiegt sich die Fremde liebevoll an ihn, legt ihre dünnen Arme mit einem rührenden Ausdruck um den Hals, biegt seinen Kopf zu sich herunter. „Lieber Francesco“, sagt ihre weiche Stimme, „du mußt mich nicht immer so lange draußen warten lassen“.

Francesco — Tom friert jetzt vor Aufregung und Ratlosigkeit. Aber niemand scheint es zu bemerken. Man redet auf ihn ein, man schiebt zu der Stelle hin, wo er immer noch steht, einen zierlichen Salonstuhl, und die Fremde weicht nicht von seiner Seite.

Da packt Tom das Grauen, es kriecht ihm von hinten her die Wirbelsäule entlang, es sieht ihm fühlbar im Gehirn, es macht seine Hände feucht und flatternd. Er zieht einmal die Luft fest durch die Nase auf, schiebt mit einem groben Griff die Fremde beiseite, stößt im Handumdrehen den zierlichen Stuhl um und stürzt entschlossen zur Türe hinaus, die Treppe hinunter zu seinem Wagen . . .

## De Mädräffe.

Die neue Stenotypistin bei Müller u. Co. hatte gleich am ersten Tag den Kolleginnen erzählt, daß die hübschen Lackhuhe, die sie trug, ein Geschenk ihres früheren Chefs seien.

Als die Neue zum Diktat aberufen wurde, sprachen sich die Zurückgebliebenen also darüber aus: „Nu da siehst merch ja gleich, was das fier Eene is, de Reie!“

„Schlimm genug schon, dass de Laatschen überhaupt angenommen hat, un noch viel fräher, dass uns das so gägg erzählt als wenn mir ihresgleichen wärn.“

„Nu ähnd. Das muß ja ä ganz verdormnes Schtude sin!“

„Genntz ich vorschälln, daß eene von uns ä Paar Schuhe von Härn Müller annähm däte?“

„Ausgeschlossen. Das wärde doch glei ä serchtbar schlächtes Licht uff de Bedräffende wärren. Wähter, wiech mer da vorgomn däte? Grade wie äne Mädräffe!“

„Nu un das wärde wahrscheinlich noch gewäsen sin, de Reie. Wieje ihr Schöff dann jattgehabt hat, isser gegindicht worden, un damit se dn Schnabel hält, hatse zum Abschied de Laggshuhe in de Hand gedrückt gegricht.“

„Dadsächlich, so wärds gewäsen sin. Bäst nur uff, wenn die sich nich och an Härn Müller ranschlangeln dut. So Eener is alles zuzudraun.“

Als die neue Tippkraft wieder das Schreibmaschinenzimmer betrat, merkte sie sofort an dem veränderten Wesen der anderen, daß inzwischen tüchtig über sie geflatscht worden war. Darum meinte sie jetzt heiter:

„Um auf die Lackhuhe zurückzukommen, ich habe selbstverständlich nicht allein welche erhalten. Jeder Dame aus der Firma wurde ein Paar als Weihnachtspräsident überreicht. Das war nämlich in der Schuhfabrik, wo ich gewesen bin, schon von jeher Tradition.“

„Sin das gonntense doch glei saachen“, tadelte schwer enttäuscht die Nachbarin der Beschenkten.

Und auch die anderen fünf fühlten sich schmählich um eine Sensation betrogen . . .

Gene Boigt

# Der Esel, der Ochse und Allah.

Von Djirius Mansur.

Ein Bauer hatte einen Ochsen und einen Esel. Der Esel war sehr alt, aber der Bauer mochte ihn nicht töten, sondern gab ihm das Gnadenbrot.

Der Esel fragte viel, und jedesmal, wenn der Bauer ihn fütterte, betete er zu Allah: „O Herr, laß diesen Esel sterben! Nach seine Nahrung zu Gist!“ Zu dem Ochsen aber sprach er: „Freiß, Vieber, friß! Gesundheit und wohl bekomm's!“ Dann schloß er die Stalltür und ging schlafen.

Frühmorgens öffnete er dann die Stalltür wieder, und eines Tages fand er den Esel bei Gesundheit, aber der Ochse lag aufgetrieben am Boden und war tot.

Da blieb dem Bauer der Verstand weg, und er hob die Hände zum Himmel auf und rief: „O Herr, kannst du nicht den Esel vom Ochsen unterscheiden!“ Und ging hinaus, um die Zigeuner zu rufen und sagte zu ihnen: „Kommt, schleppt mir ein Aas aus meinem Stall! Ihr bekommt einen halben Taler dafür!“

Die Zigeuner fragten: „Was ist es für ein Aas?“ Er sagte: „Ein toter Esel.“

Sie kamen in den Stall und sagten dann: „Das ist doch ein toter Ochse, kein Esel.“

Er sprach: „Doch, ein Esel.“

„Aber sieh doch, er hat ja Hörner am Kopfe. Hat denn ein Esel Hörner?“

Der Bauer sagte: „Wenn schon, schleppt ihn heraus.“

Als es geschehen war, hob er die Hände zum Himmel und rief: „O Herr, sogar die Zigeuner können einen Ochsen vom Esel unterscheiden, und du kannst es nicht!“

(Aus dem Arabischen.)

## Was mancher nicht weiß.

**Eine Pflanze**, die ohne Erde und Wasser blüht, ist eine Seltenheit. Sie stammt vom Himalaja und heißt *Zaurotiatum guttatum*. Legt man eine Knolle auf ein Feuerbrett, so schießt im März und April eine lange, purpurne und gelb gefleckte Blumstiele daraus hervor. Hat die Knolle ausgeblüht, so muß man sie nun in die Erde legen. Sie schlägt Wurzeln und treibt Blätter und sammelt im Laufe des Sommers so viel Nahrungsstoffe auf, daß sie für die nächste Blüte ausreicht.

**Reich dem Traubenkist** gilt der Reissbranntwein der Japaner, der Sake, als das Älteste aller Rauschgetränke.

Die **gewöhnliche Panakaze** wurde in Europa erst nach der Zeit der Kreuzzüge heimisch. Sie stammt wahrscheinlich von der ägyptischen Sage ab, die schon seit dreitausend Jahren dort als Hausmittel gehalten und an manchen Orten als göttliches Weesen verehrt wurde.

Ein **schneller Redner** kann achttausend Worte in der Stunde sprechen. Ein rascher Leser kann in derselben Zeit 20.000 Worte lesen.

Ein **nordwegischer Walfänger** ist mit reicher Beute heimgekehrt; er hat nicht weniger als 62.500 Tonnen Del von 732 Walfischen mitgebracht, die auf vier Monate langer Fahrt erbeutet wurde. Die Ladung wird auf sieben Millionen Mark geschätzt. In diesem Zusammenhange mag es interessant sein, die wenig bekannte Tatsache zu berichten, daß fast in ganz Japan frisches Walfischfleisch gegessen wird; auch wird es nach dem Kongo ausgeführt. Im übrigen sind die Wale in den Gewässern um Spitzbergen, Grönland und Neufundland, wo sie früher sehr zahlreich waren, fast ausgestorben.

## Beiteres.

**Der Antwort überhoben.** Eine bekannte Wagnerfängerin war dadurch berühmt, daß sie durch nichts ans der Ruhe zu bringen war. Alle Versuche der Kollegen und Kolleginnen, sie zu irritieren, waren gescheitert. Da macht ein Sänger noch einen letzten Versuch, indem er unmittelbar vor ihrem Auftreten sie mit der Frage überrascht: „Zag, Erda, ist du lieber harte Eier oder...?“ In diesem Augenblick setzt die Musik ein und sie tritt singend auf die Szene: „Weiche, Wotan, weiche...“

**Wer zuletzt lacht...** Ein Schotte machte einen amerikanischen Freund, der ihn besuchte, auf die Sehenwürdigkeiten des Landes aufmerksam. „Das ist ein sehr schneller Zug“, sagte er, indem er auf einen vorüberziehenden Expresszug hinwies. „Mag sein“, erwiderte der Amerikaner, aber wir haben in den Staaten Züge, die fahren doppelt so schnell.“ Der Schotte schwiig eine Weile, dann wies er auf ein prächtiges Gebäude und sagte: „Ist das nicht ein großartiges Bauwerk?“ „Das ist gar nichts“, lachte der Mann aus der Neuen Welt. „Wir haben Hunderte von Gebäuden, die noch viel größer sind.“ „Das muß wohl so sein“, meinte der Schotte trocken. „Das ist nämlich unser Irrenhaus.“

**Reingefallen!** „Wieviel Reine hat ein Schaf, wenn man den Schwanz als Bein zählt?“ So fragte der amerikanische Präsident Lincoln, der solchen Scherzen nie abgeneigt war, einen Bürgermeister. „Fünf“, erwiderte der Bürgermeister sofort. „Ihre Ansicht“, lachte Lincoln, „aber Sie können den Schwanz so vielmal als Bein zählen, wie Sie wollen, er wird doch nie zum Bein...“

**Auf dem Ränderer Faldingsbalk.** „Jestäs naa, jeh is mei Alter eingeschlafen, hat g'meint, er is ichs dabei und hat sein Gedächtnis festiglas gelegt!“

**Händliche Auseinandersetzung.** Das eblische Geplänkel ist in vollem Gange: „...du warst ja kein Käsen mehr“, erwiderte er sich, „als du mich heiratetest!“ — „Nein, aber leider ne Gans!“ erklärte sie erregt.

**Sein Tanz.** Der junge Mann tanzt erdärrlich. „Ständiges Kränlein“, versucht er sich bei seiner Partnerin zu entschuldigen, „meine Schuhe verursachen mir solche Schmerzen.“ — „Ihnen auch?“ fragt die Tänzerin.

**Es ist anders.** „Ist es wahr, daß du eine Frau mit einer ungläublichen Menge Geld heiratetest?“ — „Nein. Ich heirate eine Menge Geld mit einer ungläublichen Frau.“

**Amerikanischer Humor.** Weinend kam der sechsjährige Sohn aus dem Schlafzimmer, wo er erschüttert mit der Mutter eine peinliche Auseinandersetzung gehabt hatte. Als er den Vater erblickte, fiel er ihm um den Hals und sagte, sein Zählbüchlein mühsam unterdrückend: „Papa, wenn du noch einmal heiratetest, wüßte du hoffentlich nicht wieder Mama zur Jean nehmen.“

**Der schlau Schotte.** Ein Schotte und ein Engländer angelten zusammen und hatten ausgemacht, daß der, der zuerst einen Fisch fangen würde, dem andern einen Whisky spendieren müsse. Schon nach wenigen Minuten zog der Engländer ein jämmerliches Fischchen heraus, und der Schotte schlürfte behaglich das feurige Raß. Dann sagte er befriedigt: „Jetzt wird es wohl Zeit, daß ich auch an meine Angel einen Köder anmache.“

**Die Wette.** „Wo ist dein Bruder?“ — „Er liegt im Bette.“ — „Was fehlt ihm denn?“ — „Nichts. Wir hatten nur gewettet, wer sich am weitesten zum Fenster hinauslehnen kann — und er hat die Wette gewonnen.“

## Allerlei Hausrezepte

**In Emaillegeschirr angebrannte Speisen** entfernt man, indem man starkes heißes Seifenwasser in das Geschirr gießt und es zwei Tage stehen läßt. Nach dem Fortgießen das Geschirr nachspülen und mit einem weichen Tuch ansreiben. Die Flecke lösen sich vom Email ohne es anzugreifen.

**Emaillierte Kochtöpfe** sollten nie mit kaltem Wasser gefüllt werden, solange sie noch heiß sind. Man lasse sie nach dem Entleeren der Speisen erst auskühlen, bevor man sie einweicht, weil sonst die Emaille platzt und abspringt.

**Leinen wasserfest machen.** In 350 Teilen heißen Wassers werden 10 Teile Gelatine, 10 Teile Seife, 15 Teile Alaun aufgelöst und die Leinwand darin eingetaucht. Nach dem Trocknen wird das Verfahren mindestens zweimal wiederholt. Die Leinwand wird nicht ausgewunden, sondern tropfnass aufgehängt. Will man die Leinwand gefärbt verwenden, so färbe man vor dem Verfahren.

**Marmorplatten werden auf Holz befestigt**, indem man guten Tischlerleim in 1 Drittel Eiter Wasser gut löst und zwei gehäufte Eßlöffel Gips, die man zuerst mit drei Eßlöffel Wasser vermischt hat, hinzusetzt und diese Mischung nochmals aufkochen läßt. Man trägt dann eine dicke Schicht auf die betreffende Holzplatte auf und erhält so ein vorzügliches Bindemittel. Besonders bei Befestigung von Marmorplatten auf Nachtrischen, Spiegelkonsolen usw. empfiehlt sich eine derartige Maßnahme.

**Reisbrühe wird wasserdicht**, wenn ein Stück ungehäutete, aber zuvor auf der heißen Herdplatte fast schwarzeröstete Zwiebel hinzugesetzt wird. Auch verleiht diese der Brühe eine gute Färbung.

## Schach-Est.

(Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Alois P. o. g. Druck- und Verlagsanstalt Lepich-Schönan, Tischlergasse.)

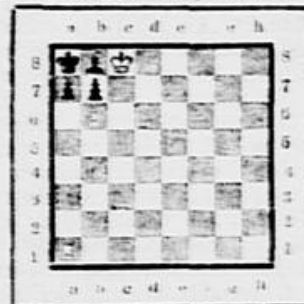
Allen Anfragen ist **Reiswert** beigelegen.

Die 38. Fortsetzung bringen wir erst in nächster Nummer.

### Schachaufgabe Nr. 6.

Ein leichter 3-Züger von Karl Robl, Freising (Südböhmen).

Schwarz: Ka8; Lb8; Ba7, b7 (4).



Weiß: Ke8; Ta1; Bb6 (3).

Matt in 2 Zügen.

Lösungen sind bis längstens 31. Mai d. J. an oben angeführte Adresse einzusenden; die Namen der richtigen Löser folgen in Nr. 23.

Lösungszug zu Nr. 5: 1. Lf2-a7!

Zur Aufgabe Nr. 5 sandten richtige Lösungen ein: Bräutigam Anton, Bergsgrün b. Brüx; Scharoen Wenzel, Wisterschan; Schlosser Heinrich, Graupen; Suchanek Johann, Niederleutensdorf; Walter Alfred, Landskron.